

Detlef Vetten

50 Tage lebenslänglich

mvgverlag 

© des Titels »50 Tage lebenslänglich« (ISBN 978-3-86882-237-3)
2011 by mvg/Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

DRIN

Der Tag, an dem Herr V. eingeliefert wurde, war ungemütlich. Es hatte morgens ein wenig nass geschneit, dann war alles grau gewesen. Er hatte aus dem Fenster seiner Wohnung gesehen, einen seichten Radiosender gehört und geweint. Draußen war der Freitagsverkehr über die Leopoldstraße gerauscht, die Passanten hatten versucht, mit ihren verhuschten Bewegungen dem Winterwetter zu entfliehen. Er hatte ein Glas Wein auf ex getrunken und sich geschüttelt. Es war ein ziemlicher Fusel gewesen.

Am Tag zuvor war er auf dem Arbeitsamt gewesen. Netter Betreuer, aus Sachsen. V. hatte wieder mal eine Frist übersehen, so leid es dem Amt tue, er habe keinen Anspruch mehr. Vielleicht sollte er die Formulare noch einmal ausfüllen, hatte der nette Sachse gemeint. Dann war V. wieder auf die Straße gegangen, hatte den letzten Stolz über Bord geworfen und war in Richtung der nächsten Bierbude abgebogen.

Langer, ermattender, die Trunkenheit verstärkender Heimweg durch die Stadt. In der eigenen Butze angekommen, hatte sich Herr V. endgültig abgeschossen.

Rheinhessen, lieblich.

Aufgewacht, Wein auf ex, die falsche Musik im Radio.

Im fünften Stockwerk. Die Balkontür aufmachen. Zwei Schritte. Über die Brüstung steigen. Alles ganz einfach.

Er hatte sich nicht getraut. Einen Freund angerufen. Der hatte den Arzt und die Polizei alarmiert. Dann waren sie bei ihm gewesen. Notarzt. Zwei Polizisten. Sanitäter, zwei an der Zahl. Einer von der Feuerwehr. Hatten in seinem Apartment

gestanden und Herrn V. beguckt. Einen körperlich intakten, wenngleich sehr betrunkenen 50-jährigen Mann, der in Tränen aufgelöst war. Der versuchte, sein Unglück zu beschreiben: Frau weg, Kinder weg, Job weg, Krach mit der Freundin, das ganze Scheiß-Leben.

Er saß auf seinem ungemachten Bett. Die Polizistin hatte sich vor ihm niedergekniet – er trug nur verschlissene Boxershorts, und ihr Gesicht war von seinem unerregten, seit zwei Tagen nicht mehr gewaschenen Geschlecht eine Handbreit entfernt –, und sie hatte ihm zugehört, während der Kollege aufgepasst hatte. Dann hatte sie ihn gebeten, ein paar Sachen einzupacken, und man war im Lift ins Erdgeschoss gefahren. Es war ihm ziemlich egal gewesen. Er war betrunken genug gewesen, alles mitzumachen. Sie hatten Herrn V. in den Notarzwagen gesetzt und angeschnallt, die Tür war zugeschoben worden.

Leopoldstraße. Mittlerer Ring. Autobahnzubringer. Hinter Riem nach rechts. Eine Ortschaft. Ein paar Kurven, eine Unterführung. Langsamer. Durchs kleine Fenster waren höhere Gebäude zu sehen. Eine kurze Auffahrt. Stopp. Die Tür wurde aufgeschoben. Man hatte ihn losgeschnallt, er war aus dem Wagen getaumelt.

Herr V. war durch die automatische Tür gelotst worden, in einem Lift in den zweiten Stock gefahren, ausgestiegen, hatte ein Schließsystem passiert, man hatte ihn an einem verglasten Büro, einem Trimmrad vorbei durch einen – ihm endlos vorkommenden – Gang, ein paar seltsame Menschen passierend, zu einem Büro geführt, in dem ein Radio die gleiche Musik dudelte, die er in seinem Zimmer hatte laufen lassen. Man hatte ihn auf einen Stuhl gesetzt und ihm ein paar Fragen gestellt. Wie viel Alkohol? Seit wann? Warum? Wie er sich fühle? Er hatte blasen müssen. Er war sehr müde gewesen.

Ihn hatte das alles nicht interessiert. Man hatte ihn später in einen Schlafraum geführt und ihm ein Bett zugewiesen. Er hatte sich niedergelegt und um sich geblickt. Es hatte immer noch geschneit.

Ein grauenvoller Raum. Acht Betten plus eines für Intensivfälle. Schlafende, röchelnde, hässliche, stinkende Männer. Dauerlicht, das auch nicht gelöscht wird, als es später draußen Nacht wird. Das ist der Zeitpunkt, als Herr V. langsam realisiert: Ich bin drin.

Aber noch weiß er nicht, was das bedeutet. Noch schützt ihn der Alkohol. 2,4 Promille.

JULIANE KAUFTE EIN

Zwei Stunden nach Herrn V. schon wieder ein Neuzugang. Eine Frau diesmal. Sehr betrunken. Der teure knöchellange Steppmantel ist auf einer Seite mit Erde verdreht. Die Frau, älter als 60 wohl, hält sich nur mühsam auf den Beinen, wird von zwei Sanitätern gestützt. Aber sie zetert und wütet. Ihre Stimme ist stark und grell. Der Klang erfüllt die ganze Station.

Wäre sie nicht so betrunken, sie wäre eine aparte Person. Schlank ist sie, wohl vor Kurzem beim Friseur gewesen. Der hat ihr einen schicken frischen Schnitt in ihr kurzes blondes Haar gezaubert. Die Fingernägel sind penibel lachsrosa lackiert. Juliane Le Viseur trägt Designer-Jeans und unter dem roten Mantel einen gelben Kaschmirpullover. Die Stiefel hat sie aus der Maximilianstraße. Als sie sitzt, gibt ihr einer der Sanitäter eine Handtasche zurück, die mit Sicherheit ein kleines Vermögen gekostet hat.

Jetzt ist alles ein wenig angegriffen. Die Tasche hat bei dem Sturz ein paar Kratzer abbekommen und starrt vor Dreck. Mit den Stiefeln ist sie vor ein paar Stunden noch bis zu den Knöcheln durch den Isarschlamm gestapft – das sieht man auch. Die Haare sind verstrubbelt, das Make-up ist verlaufen. Sie hat ein wenig ins Höschchen gemacht – die Dame riecht nicht mehr ausschließlich nach teurem Parfüm.

Die Pfleger blicken auf die schreiende, schimpfende Trinkerin, dann sehen sie sich an. Das wird ein gutes Stück Arbeit, soll das wohl heißen.

»Würden Sie da bitte reinblasen?«, sagt der eine und reicht der Frau ein Gerät von der Größe einer überdimensionierten

Fernbedienung mit einem simplen Display. An einem Ende ist ein Mundstück angebracht. »Bitte, Sie kennen das ja.«

Sie will nicht. Dann müsse man sie fixieren und ihr solchermaßen etwas Blut abnehmen. Sie fügt sich und führt das Mundstück an die Lippen. Bläst hinein, nichts tut sich.

»Sie müssen sich schon ein bisserl Mühe geben. Probieren Sie es noch einmal.«

Juliane Le Viseur plagt sich. Irgendwann piept das Gerät endlich. Sie darf aufhören. Pflicht erfüllt. Da ist man schon ein wenig stolz. Sie lehnt sich auf dem Hocker zurück und atmet schwer. »Jetzt will ich aber heim«, japst sie. Der Pfleger, der ihr das Gerät aus der Hand genommen hat, schüttelt nachsichtig und kaum merklich den Kopf, während er das Display fixiert. Dann entfährt ihm ein »Uih!«.

Er reicht das Gerät seinem Kollegen. Der schaut drauf, blickt die Trinkerin an und fragt: »Wissen Sie, wie viel Sie haben?« Sie schüttelt den Kopf. »4,2. Dabei haben Sie jetzt seit eineinhalb Stunden keinen Alkohol mehr zu sich genommen. Das waren ja fast 4,5. Frau Le Viseur, das ist ganz schön viel.«

Jetzt fängt sie an zu schreien. Eine Unverschämtheit sei das. »Ihr wollt mich fertigmachen. Ein paar Piccolo habe ich gehabt, und vielleicht ein, zwei Cognac. Ihr wollt mich doch nur einsperren. Aber nicht mit mir – ich will mit meinem Anwalt telefonieren. Der holt mich hier ganz schnell raus. Und dann kümmert er sich um euch. Eure Namen will ich wissen, sofort.«

»Beruhigen Sie sich erst mal, Frau Le Viseur. Wenn Sie den Wert nicht glauben, dann machen wir den Test mit einem anderen Gerät noch einmal. Und natürlich können Sie mit Ihrem Anwalt telefonieren. Aber nicht mehr heute Abend, nicht in Ihrem Zustand. Gleich kommt die Ärztin, die wird

Ihnen das Gleiche sagen. Seien Sie bitte vernünftig, wir wollen Ihnen nur helfen.«

»Ich will nach Hause. Sofort. Auf der Stelle. Versteht ihr, auf der Stelle! Ich habe niemandem was getan.«

»Sie sind krank, Sie brauchen Hilfe. Ach, da kommt ja die Frau Doktor.«

Die Ärztin ist noch jung, 30 vielleicht. Spindeldürr, der weiße Kittel schlackert an ihrem Körper. Sie nimmt das Formular, das die Pfleger angelegt haben.

»Ah, Frau Le Viseur, wie geht es Ihnen?«

»Mir geht es gut. Ich will nach Hause, Frau Doktor.« Die Patientin hat ihre Stimme zurückgenommen, was das Lallen verstärkt. »Es ist alles in Ordnung. Ich möchte nur ein Taxi bestellen und heim. Ich habe ein großes Haus in Grünwald, ich habe Geld, ich muss morgen auf die Bank.«

»Aber Frau Le Viseur, morgen ist Samstag, da haben die Banken zu.«

Jetzt gellt die Stimme wieder. »Das ist doch ganz egal. Frau Doktor, Sie stecken mit denen unter einer Decke, ich werde Sie auch verklagen.«

Die Ärztin versucht ihre Patientin weiter zu beruhigen. »Frau Le Viseur, man hat 4,2 Promille bei Ihnen gemessen. Daran kann man sterben. Wir müssen Sie beobachten und Ihnen, wenn es nötig ist, die Medikamente geben, die Sie brauchen. Seien Sie sicher, dass ich Sie heute nicht mehr entlasse. Ich gebe Ihnen jetzt etwas für den Blutdruck. Sie erzählen mir, was passiert ist. In der Zwischenzeit richten wir ein sauberes Bett her, und dann legen Sie sich erst einmal hin. Anders geht das nicht. Und wenn Sie nicht aufhören zu schreien, schaden Sie sich nur.«

Einer der Pfleger hat mittlerweile eine Spritze aufgezogen. Juliane Le Viseurs Widerstand ist gebrochen. Sie beginnt zu

schluchzen. Die Ärztin setzt die Spritze, lässt der Patientin Zeit. Sie bedeutet den Pflegern, sich ein wenig auf den Gang zurückzuziehen. Dort sind sie auf dem Sprung, für den Fall, dass noch einmal Leben in Juliane kommen sollte.

»Jetzt erzählen Sie mal, Frau Le Viseur, was ist denn passiert? Sie brauchen sich für nichts zu schämen. Wie gesagt, wir wollen Ihnen helfen. Und das geht am besten, wenn wir wissen, was los ist mit Ihnen.«

Und Juliane Le Viseur erzählt unter Schluchzen aus ihrem Leben:

Sie war glücklich verheiratet mit Richard. Den hatte sie bei einem Aufenthalt in Paris kennengelernt. Sie war Model für Hände, Augen und Nase gewesen. Manchmal auch für Unterwäsche, obwohl sie eigentlich zu klein war. Ihm gehörte das Hotel, in dem sie damals logierte. Er sah blendend aus, ein braun gebrannter sportlicher Erfolgstyp mit einem Charme, dem sich niemand entziehen konnte. Und er trug sie auf Händen. Wie man so sagt.

20 Jahre lebten sie in Frankreich. Kauften dann eine Villa in Grünwald, dem Nobelvort von München, wo Juliane aufgewachsen war. Richard und sie hatten nie Kinder gewollt, waren einander genug.

Ein Leben auf der Überholspur. Heli-Skiing in Kanada, Shopping in New York, die besten Partys und Premierien in München, Freunde aus der ersten Reihe – und wenn ihnen danach war, fuhren sie übers Wochenende im Porsche in ihr schnuckeliges Haus am Gardasee, wo sie über ihren Steg die Surfboards zu Wasser ließen. Ab und zu Champagner zum Frühstück, ein Spitzenwein zum Dinner oder eine Maß Bier auf dem Oktoberfest; das war's dann auch, für Alkohol war in diesem wundervollen Leben nicht sehr viel Platz.